



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Josephine Quinn

# DER WESTEN

Eine Erfindung der globalen Welt  
4000 Jahre Geschichte

Übersetzt aus dem Englischen  
von Norbert Juraschitz  
und Andreas Thomsen

Klett-Cotta

Klett-Cotta  
[www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)  
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH  
Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart  
Fragen zur Produktsicherheit: [produktsicherheit@klett-cotta.de](mailto:produktsicherheit@klett-cotta.de)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »How the World Made the West.  
A 4,000-Year History« im Verlag Bloomsbury Publishing, London  
© 2024, 2025 by Josephine Quinn  
Für die deutsche Ausgabe  
© 2025 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart  
Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes für Text und  
Data Mining i. S. v. § 44b UrhG vorbehalten  
Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg  
unter Verwendung von Weltkarte © mauritius images / Universal Images Group  
North America LLC / Alamy / Alamy Stock Photos  
Karten: Michael Athanson  
Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde  
Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg  
ISBN 978-3-608-96470-7  
E-Book ISBN 978-3-608-12475-0

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Für Erich*

*»Unsere Kultur ist ein riesiges Gewebe, in dem sich die unterschiedlichsten Elemente vermischt haben, in dem nordische Aggressivität und römisches Recht, neue bürgerliche Konventionen und die Überbleibsel einer syrischen Religion vereint sind. Es ist sinnlos, in solch einem Gewebe, nach einem Faden zu suchen, der rein und ursprünglich geblieben ist und auf den nicht ein benachbarter Faden abgefärbt hat.«*

James Joyce, »Irland – Insel der Heiligen und Weisen«, 1907

## INHALT

Anmerkungen zum Text .....	11
Einleitung .....	13
1 Segel am Horizont .....	27
2 Der Palast des Minos .....	39
3 Die Bernsteinstraße .....	59
4 Lodernde See .....	73
5 Bruderbande .....	89
6 Alphabetstadt .....	105
7 Regimewechsel .....	121
8 Bin ich etwa dein Diener? .....	139
9 Durch die Säulen .....	151
10 Die Erfindung Griechenlands .....	169
11 Das assyrische Mittelmeer .....	187
12 Der, der die Tiefe sah .....	207
13 Der bittere Fluss .....	221
14 Der König der Könige .....	237
15 Die Version der Perser .....	249
16 Kontinental denken .....	265
17 Von Elefanten und Königen .....	277
18 Wolken im Westen .....	293
19 Kampf um die Freiheit .....	311
20 Rom: offene Stadt .....	329
21 Passatwinde .....	347
22 Salzstraßen .....	365
23 Der Aufstieg der Barbaren .....	379
24 Könige der Welt .....	397

25	Der Vater Europas .....	411
26	Übersetzungen .....	427
27	Das Zeichen des Kreuzes .....	443
28	Kalila wa-Dimna .....	465
29	Das Land der Finsternis .....	481
30	Eine neue Welt .....	501
	Abkürzungen .....	505
	Anmerkungen .....	507
	Dank .....	647
	Bildnachweise .....	651
	Register .....	655

## Anmerkungen zum Text

In einem Buch, das von so vielen Völkern und Orten, Sprachen und Schriften handelt, ist eine durchgängige Rechtschreibkonvention so gut wie unmöglich. Unnötige Verwirrung sollte vermieden werden, und häufig werden deshalb Namen verwendet, die vertrauter, aber streng genommen nicht korrekt sind. Im Voraus möchte ich mich bei all denen entschuldigen, die es besser wissen.

Außerdem werden Menschen bevorzugt nach ihrer geografischen Herkunft identifiziert statt nach ihrer mutmaßlichen ethnischen Zugehörigkeit, die wiederum häufig von Außenstehenden oder sogar von modernen Historikern geprägt wurde. In der deutschen Ausgabe war das nur eingeschränkt möglich, weil gerade Substantivierungen wie »Griechisch-Sprecher« oder »Griechisch sprechende Menschen« häufig sprachlich zu sperrig werden.

In der englischen Ausgabe habe ich aufgrund meiner Ausbildung und Gewohnheit bei Datierungen *BCE* und *CE* anstelle von *BC* und *AD* verwendet, nicht zuletzt, um die affirmative Wendung *anno Domini* zu vermeiden; ich lege jedoch Wert darauf, dass diese Art der Einteilung immer noch nicht auf eine wirklich »allgemeine« Zeitrechnung (*common era*) verweist, sondern auf eine »christliche«. Da es im Deutschen sowieso nicht mehr üblich ist, »im Jahre des Herrn« zu datieren, und die Alternative »v. u. Z.« / »u. Z.« ungebräuchlich und in anderer Weise historisch belastet ist, wurde hier die gängige Datierung »v. Chr.« und »n. Chr.« beibehalten.

Aus Gründen der Klarheit ziehe ich ferner den konkreten Begriff dem abstrakten vor, beispielsweise »Westasien« gegenüber dem »Nahen Osten«. Die Adjektive »Westlich, Östlich, Nördlich und Südlich« werden groß geschrieben, wenn sie in konzeptionellen Begriffen und nicht nur zur Angabe

von Himmelsrichtungen verwendet werden. Übersetzungen habe ich, sofern nicht anders vermerkt, selbst angefertigt.\*

Für mein Konzept des *civilisational thinking* hat sich keine gute deutsche Übersetzung finden lassen. Ich bevorzuge »Denken in Kulturen«, aber da das manchmal stilistisch unschön ist, wird häufig auch »kulturalistisches Denken« synonym verwendet.

Meinen deutschen Übersetzern und vor allem meinen Lektoren Christoph Selzer und Daniel Kah bin ich sehr dankbar für ihre Unterstützung bei der komplexen Vermittlung zwischen unseren Sprachen sowie für die sorgfältige und wohlwollende Durchsicht des Texts.

\* In der vorliegenden Ausgabe sind die von der Autorin vorgenommenen Übersetzungen von Quellenzitaten ins Deutsche übertragen worden, die anderen stammen, sofern greifbar, aus deutschen Übersetzungen der Originaltexte. Zitate aus deutschen Übersetzungen von Quellen und fremdsprachiger Literatur wurden durchgehend orthografisch modernisiert.

# Einleitung

Jeden November sitze ich auf dem Sofa in meinem Arbeitszimmer am College, um den Stapel der diesjährigen Aufnahmeanträge durchzusehen, und lese in fast exakt gleichen Worten immer wieder dasselbe: »Ich möchte die Antike studieren, weil Griechenland und Rom die Wurzeln der westlichen Zivilisation sind.«

Mir ist durchaus klar, weshalb einige meiner künftigen Studierenden die Weltgeschichte so sehen. Seriöse Quellen von der *Encyclopedie Britannica* bis hin zu Wikipedia beschreiben die Herausbildung einer spezifischen, abgegrenzten westlichen Kultur, gestützt auf die Ideen und Werte Griechenlands und Roms, die Europa im finsternen Mittelalter zwar abhandenkamen, aber durch die Renaissance wiederentdeckt wurden. Bisweilen bezieht die Darstellung auch die Länder und Schriften der Bibel mit ein, aber sofern andere antike »Zivilisationen« überhaupt erwähnt werden, dann nur, um von der klassischen Antike in einem unaufhaltsamen Marsch von Geschichte und Kultur in Richtung Westen überholt zu werden.

Die Vorläufer der Griechen und Römer mögen interessant – oder sogar beeindruckend – sein, aber sie gehören nicht zu »uns«. Jeder Beitrag, den sie leisteten, wird von dem Griechenlands und Roms übertrffen, die für alle möglichen positiven Dinge verantwortlich gemacht werden, von der Philosophie und Demokratie bis hin zum Theater und Beton. Die Nachbarn der Griechen und Römer werden ebenso völlig ignoriert wie spätere Begegnungen zwischen Westeuropäern und Völkern, die nördlich, südlich und östlich von ihnen lebten.

Man könnte meinen, dass ich als Professorin der Alten Geschichte dieser Sichtweise zustimmen müsste. Ich habe selbst entdeckt, wie reich und lohnend das Studium des alten Griechenlands und Roms ist; und der Raum, der im Kern der Ideen über den »Westen« den Griechen und Römern vorbehalten

ist, zählt auch zu den Gründen, warum es mein Forschungsgebiet überhaupt noch gibt. Aber eine drei Jahrzehnte lange Tätigkeit als Dozentin und Forcherin haben mich überzeugt, dass ein Narrativ, das sich allein auf Griechenland und Rom konzentriert, unsere Sichtweise der Vergangenheit und unser Verständnis der eigenen Welt verarmt. Die wahre Geschichte hinter dem, was heute der Westen genannt wird, ist viel größer und faszinierender.

Zunächst hatten Griechen und Römer bereits eigene Geschichten, die in anderen Orten und älteren Völkern verwurzelt waren. Und sie übernahmen den größten Teil ihrer Ideen und Technologien aus anderen Regionen und passten sie an: niedergeschriebenes Recht und Literatur aus Mesopotamien, Bildhauerei aus Ägypten, Bewässerungssysteme aus Assyrien und das Alphabet aus der Levante. Das war ihnen bewusst, und sie würdigten es.

Den Griechen war auch völlig klar, dass sie das Mittelmeer mit anderen – Karthagern und Etruriern, Iberern und Israeliten – teilten und dass sie am Rand mächtigerer Reiche im Osten lebten. Ihre Legenden verbinden griechische Helden mit den Königinnen, Königen und Gottheiten fremder Länder, realer ebenso wie imaginärer: Phönizier, Phryger, Amazonen. Der Gründungsmythos Roms hingegen machte die Stadt zu einem Zufluchtsort für Geflüchtete, und der römische Dichter Catull kann sich durchaus vorstellen, mit Freunden nach Indien, Arabien, ins Partherreich, nach Ägypten und sogar bis zu »den Briten am Rande der Welt« zu reisen.<sup>1</sup>

Außerdem teilen Griechen und Römer in den seltensten Fällen das, was wir heute westliche Werte nennen. Tatsächlich würde ein großer Teil von dem, was diese Menschen der Antike für selbstverständlich hielten, heute seltsam oder sogar inakzeptabel erscheinen. Die Athener praktizierten eine Demokratie für Männer, welche die Verführung von Knaben begrüßten, während ihre Frauen nichts zu sagen und sich zu verschleiern hatten. Die Römer billigten Sklavenhaltung im großen Stil, und zum Zeitvertreib sahen sie sich öffentliche Hinrichtungen an.

Zu guter Letzt gibt es keinen privilegierten Zusammenhang zwischen den alten Griechen und Römern und dem modernen »Westen«: den Nationalstaaten Westeuropas und deren Siedlerkolonien in Übersee. Die Hauptstadt des Römischen Reiches wurde Mitte des 1. Jahrtausends n. Chr. nach Konstantinopel verlegt und blieb mehr als tausend Jahre dort. Unterdessen kombinierten Muslime die Erkenntnisse der Griechen mit der Wissenschaft aus Persien, Indien und Zentralasien, während neue Technologien

um Afrika, Arabien und den Indischen Ozean kursierten und Seefahrer auf nördlichen Meeren und Reiter in der Steppe Waren und Ideen aus China bis nach Irland beförderten.

Das ist die riesige Welt vom Pazifik bis zum Atlantik, welche die aufstrebenden Nationen Westeuropas im 15. Jahrhundert n. Chr. erbten, als sie in eine neue Welt aufbrachen. Diese Jahrtausende der Interaktion sind jedoch weitgehend in Vergessenheit geraten, übertönt von Ideen aus der Viktorianischen Ära, welche die Welt in – separate und häufig einander feindliche – »Zivilisationen« oder »Kulturen« unterteilten.

Ich möchte eine andere Geschichte erzählen: eine, die nicht im griechisch-römischen Mittelmeerraum beginnt und dann im Italien der Renaissance wieder auftaucht, sondern die Beziehungen zurückverfolgt, durch die sich das, was heute der Westen genannt wird, aus der Bronzezeit bis zum Zeitalter der Entdeckungen entwickelt hat, gerade weil Gesellschaften miteinander in Berührung kamen, sich vermischtet und bisweilen wieder auseinanderentwickelten. Allgemeiner ausgedrückt möchte ich dafür plädieren, dass Beziehungen und nicht Kulturkreise den historischen Wandel vorantreiben.

Heutzutage ist die Betrachtung der Welt nach Kulturkreisen so vertraut, dass man sie für eine natürliche Gegebenheit, für ein universales Modell zur Organisation der menschlichen Gesellschaft halten könnte. Dabei sind sie in Wirklichkeit eine relativ junge, europäische Erfindung, Teil eines Phänomens, das ich »kulturalistisches Denken« oder »Denken in Kulturen« nenne.

Bis weit ins 18. Jahrhundert förderte die biblische Überlieferung, dass die ganze Erde von den Söhnen Noahs bevölkert worden sei, nachdem sie die Sintflut überlebt hatten, eine inklusive Herangehensweise an die Vergangenheit: Alle Menschen hatten demnach einen gemeinsamen Ursprung, und sie waren alle Mitglieder der gleichen Familie.<sup>2</sup> Mit der »Entdeckung« der Neuen Welt und der Ausbreitung christlicher Missionare über den ganzen Erdball gelangten faszinierende Erzählungen von neuen Völkern zurück nach Europa, die sorgsam in dieses biblische Schema eingegliedert wurden.<sup>3</sup>

Der Begriff Zivilisation bildete sich in zwei Phasen heraus: als Singular und Plural. Als das Hauptwort im Frankreich der 1750er Jahre zum ersten Mal benutzt wurde, bezeichnete es ein abstraktes Konzept einer fort-

schrittlichen Gesellschaft.<sup>4</sup> Seit den 1760er Jahren wurde der Begriff von schottischen Philosophen propagiert, die präzise einen Standard der Entwicklungsschritte festlegten, die zu dieser vollen Verwirklichung des menschlichen Potenzials führten, von Jägern zu Schafhirten über Bauern zu Händlern und Fabrikanten.<sup>5</sup> Wie der britische Liberale John Stuart Mill später erklärt, wurde der Fortschritt in Richtung Zivilisation in diesem Sinn gemessen am Vorkommen von Ackerbau, Städten, Industrie, Technologie und Handel:

Was auch immer die charakteristischen Kennzeichen des sogenannten wilden Lebens sein mögen, das Gegenteil derselben oder diejenigen Eigenschaften, welche eine Gesellschaft annimmt, wenn sie jene ablegt, werden wir mit dem Wort Zivilisation bezeichnen. So besteht beispielsweise ein wilder Stamm aus einer Handvoll Individuen, die umherwandern oder auf einem großen Gebiet dünn verstreut leben. Demnach bezeichnen wir eine dichte Bevölkerung, die in festen Wohnsitzten lebt und in großen Massen gesammelt Städte und Dörfer bewohnt, als zivilisiert. Im wilden Leben muss ein jeder für seine eigenen Bedürfnisse sorgen. Wir finden hier keine Kooperation, außer im Krieg und auch dann nur in einem sehr beschränkten Maßstab. Auch finden Wilde im Allgemeinen keinen großen Gefallen am gegenseitigen geselligen Verkehr. Wo also menschliche Wesen in großen Massen vereinigt für gemeinsame Zwecke tätig sind und die Freuden des geselligen Lebens genießen, nennen wir sie zivilisiert.<sup>6</sup>

In diesem singulären Sinn war Zivilisation in der Theorie ein Zustand, den jede menschliche Gesellschaft mit genügend Anstrengung und Bildung anstreben konnte, und alle Gesellschaften ließen sich nach ihrem diesbezüglichen Erfolg einstufen.\* In der Praxis gab Westeuropa die Norm vor. »Diese Elemente«, führt Mill aus, »bestehen in dem Europa unserer Tage – und besonders in Großbritannien – in einem ausgezeichneteren Grade und in

\* Nicht alle europäischen Geistesströmungen betrachteten »Zivilisation« als das ultimative Ziel: Beispielsweise zogen deutsche Gelehrte tendenziell die moralische Stärke einer früheren Phase der *Kultur* der dekadenten französischen Elite ganz der *Zivilisation* vor, zu der Erstere stets zu verkommen drohte.

einem Zustand rascherer Entwicklung als in irgendeinem anderen Teil der Erde und zu irgendeiner anderen Zeit.«<sup>7</sup>

Dieses abstrakte Konzept der Zivilisation lieferte auch dem westeuropäischen Imperialismus nützliche Schützenhilfe.<sup>8</sup> Mill, der über dreißig Jahre lang für die Britische Ostindien-Kompanie arbeitete, vertrat die Ansicht, dass zivilisierte Gesellschaften ein Recht auf Freiheit und Souveränität verdient hätten, das weniger entwickelten nicht zukam.<sup>9</sup> Sie hatten zwar die Pflicht, anderen bei deren Reise auf dem gleichen Weg zu helfen, doch wie Mill es 1859 ausdrückte: »Despotismus ist eine legitime Regierungsform, solange es sich um Barbaren handelt, vorausgesetzt, dass deren Höherentwicklung sein Ziel ist.«<sup>10</sup>

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein gab es keine »Zivilisationen«, sondern nur »Zivilisation«, und Mills Ansichten stehen für den Höhepunkt dieser ersten Phase des kulturalistischen Denkens. Wenn Zivilisation in seinen Augen unterteilt werden konnte, so galt dies lediglich für den Grad. Als er seine Überlegungen niederschrieb, wichen der Universalismus der Aufklärung und eine Idee des permanenten historischen Fortschritts jedoch gerade dem Partikularismus und kulturellen Relativismus. Manche Gelehrte hatten bereits begonnen, die Pluralform »Zivilisationen« zu verwenden, um spezifische menschliche Gruppen an bestimmten Orten mit ihren jeweils eigenen Geschichten und dauerhaften Charakteristiken zu beschreiben, und Entwicklung war demnach ein interner, selbst angestoßener Prozess innerhalb dieser Gegebenheiten.

Im Jahr 1828 hielt der französische Historiker und Politiker François Guizot an der Sorbonne eine Reihe von Vorträgen über eine »Allgemeine Geschichte der europäischen Zivilisation«. Im ersten Vortrag erörtert er die »allgemeine Zivilisation des Menschengeschlechts«.<sup>11</sup> Im zweiten Vortrag wendet er sich jedoch anderen »Zivilisationen« zu – also einzelnen Fällen dieser allgemeinen Zivilisation, und insbesondere den Vorläufern der »europäischen« Zivilisation, für die er sich am stärksten interessiert: unter anderen die Inder, Etrurier, Römer und Griechen.

Sie haben alle bereits eigenständige Merkmale: »Wer die Zivilisation, welche der des neuern Europas, sei es in Asien oder anderswo, vorhergegangen ist, betrachtet«, sinniert er, »... dem fällt notwendigerweise die darin herrschende Einfachheit auf. Die Zivilisation des Altertums erscheint überall wie aus einer einzigen Tatsache, aus einer einzigen Idee, entspro-

sen. Es ist, als habe jedes dieser Völker nur ein Prinzip gekannt und solches seinen Einrichtungen, Sitten, seinem religiösen System, kurz seiner ganzen Ausbildung zum Grunde gelegt.«<sup>12</sup> In Ägypten ist dies beispielsweise die Theokratie, in Phönizien der Handel.

Damit befinden sie sich auf Pfaden, die von der »im Wesentlichen europäischen« Zivilisation der Ära Guizots abwichen, die England, Frankreich, Deutschland und Spanien miteinander teilten und die sich durch Komplexität und Freiheit auszeichnete: »und statt dass im Altertum die ausschließliche Herrschaft oder das unmäßige Übergewicht eines einzelnen Prinzip, einer einzelnen Regierungsform zur Tyrannie führte: ist im neuern Europa die Mannigfaltigkeit der politischen Verfassungen, die Ohnmacht der einzelnen Bildungselemente einander zu verdrängen, die Quelle der jetzt blühenden Freiheit geworden.«<sup>13\*</sup> Diese vielfältigen Elemente waren nach Guizots Auffassung die christliche Kirche, die Römer und »die primitiven Barbaren Deutschlands«, die ihnen nachfolgten.

Das steht exemplarisch für einen weiteren Aspekt des europäischen kulturalistischen Denkens: eine Suche nach indigenen kulturellen Vorfahren. Manche, wie Guizot, blickten auf Deutschland, Rom und die römische Kirche. Andere blickten auf die Griechen, angespornt von der europäischen, »philhellenischen« Unterstützung für den griechischen Befreiungskrieg gegen die Osmanen (1821–1830). Diese Denkweise wird anschaulich durch die verblüffende, von John Stuart Mill 1846 aufgestellte These illustriert, dass der Sieg der Athener über die Perser in der Schlacht bei Marathon zu einem der bedeutendsten Ereignisse in der *englischen* Geschichte zähle:

\* Genau wie Mill weist auch Guizot auf die Sonderstellung seiner eigenen Nation hin: »Die europäische Zivilisation zu erforschen und kennen zu lernen, befinden wir uns auf einem allerdings günstigen Standpunkt ... ich glaube aber, dass ohne Schmeichelei Frankreich als der Mittel- und Ausgangspunkt der europäischen Zivilisation betrachtet werden könne ... Es geschah, weil dem Geist des französischen Volks Geselligkeit und Sympathie innewohnte, ein gewisses Et- was, das sich leichter und kräftiger mitteilt, als dem Geiste anderer Nationen gelingen will.«

Die wahren Vorfahren der europäischen Nationen (so heißt es zu Recht) sind nicht jene, von deren Blut sie entsprungen sind, sondern jene, von denen sie den reichsten Anteil ihres Vermächtnisses übernahmen. Die Schlacht bei Marathon ist, gerade als ein Ereignis in der englischen Geschichte, bedeutsamer als die Schlacht bei Hastings. Wenn das Ergebnis damals anders gelautet hätte, würden die Briten und Sachsen womöglich noch durch die Wälder streifen.<sup>14</sup>

Wie immer sie zu historischen Vorbildern stehen mochten, die europäischen Intellektuellen des 19. Jahrhunderts konzentrierten sich zunehmend auf Zivilisationen statt auf Zivilisation und darauf, die individuellen Gesellschaften innewohnenden kulturellen Züge zu erkennen und einzuordnen, statt auf ihren Fortschritt in Richtung eines gemeinsamen menschlichen Ideals. Kulturen waren nach dieser Sichtweise nicht nur stark voneinander getrennt, sondern ihre Entwicklung hatte auch eine naturgegebene Obergrenze. Mit der Zeit trug diese Sichtweise zur Rechtfertigung strengerer Formen imperialer Herrschaft über Völker bei, die nach damaligen Maßstäben als hoffnungslos unterlegen und andersartig galten.<sup>15</sup> Das Imperium kannte fortan kein natürliches Ende.

Die Unterscheidung zwischen verschiedenen Völkern war selbstverständlich nichts Neues, ebenso wenig wie die glückliche Entdeckung, dass der Charakter des eigenen Stammes zufällig objektiv der attraktivste war. Doch die Aufstellung einer allgemeinen Klassifizierung der menschlichen Kultur war neu. Unterstützt wurde dies durch eine weitere, um die gleiche Zeit aufkommende populäre Auffassung: dass nämlich die Menschheit in »Rassen« mit unterschiedlichen natürlichen Fähigkeiten und Intelligenz unterteilt werden könne, deren Entwicklung durch angeborene biologische Merkmale vorbestimmt – oder begrenzt – sei.<sup>16</sup> Diese Rassen wurden anschließend in einer Vielzahl farbkodierter Systeme geordnet, welche die Australier ans untere Ende setzten, gefolgt von Afrikanern und Ostasiaten in dieser Reihenfolge, mit den Europäern an der Spitze.

Die Idee einer europäischen Zivilisation blieb aber problematisch. Viele europäische Siedler in den neu gegründeten Vereinigten Staaten betrachteten die Amerikanische Revolution als einen dezidierten Bruch mit der Alten Welt. Unterdessen machten sich jene, die zurückgeblieben waren, immer größere Sorgen wegen Russlands. Eine attraktive Alternative war »der

Westen«, ein flexiblerer Begriff, der parallel zu Europa oder an dessen Stelle verwendet werden konnte. Der Begriff konnte so viel von Europa umfassen, wie man wünschte, und ließ sich auch auf die europäischen Kolonien in Übersee ausdehnen.<sup>17</sup>

Dieser Westen fungierte neben einer ebenso dehnbaren Vorstellung vom »Osten«. Im 19. Jahrhundert stand die Grenze zwischen den beiden häufig für die politischen Spaltungen *innerhalb* Europas: 1834 etwa bezeichnete der britische Außenminister Viscount Palmerston eine Koalition zwischen Großbritannien, Frankreich, Portugal und Spanien als »ein Bündnis unter den konstitutionellen Staaten des Westens« und als »Gegengewicht zur Heiligen Allianz des Ostens«: Russland, Preußen und Österreich. Ein ähnlicher Gegensatz taucht in internen russischen Debatten zwischen den »Westlern« und »Slawophilen« auf, und der Krimkrieg von 1854 verstärkte noch die Vorstellung einer Spaltung zwischen Russland (das inzwischen allein stand) und dem Rest.<sup>18</sup>

Die gleiche binäre Unterscheidung könnte stattdessen auch nach Rasse und Religion gezogen werden, und nicht nur entlang der Grenze zwischen Europa und Asien. Im Jahr 1891 veröffentlichte Edward Freeman, der Regius-Professor für Neue Geschichte in Oxford, eine *Geschichte Siziliens*, in der er die gleichen fundamentalen Gegensätze zwischen dessen alten griechischen und phönizischen Bewohnern und den späteren christlichen und muslimischen heraufbeschwor:

Nicht nur in einem, sondern in zwei getrennten Zeitaltern ... musste man um die Frage kämpfen, ob die Zentralinsel der Zentralsee dem Westen oder dem Osten, den Leuten arischen oder semitischen Stammes angehören sollte. Und – was stets der Fall ist, wenn Semiten auf dem Schlachtfelde auftreten – der Rassenkampf war von Anfang an durch den Glaubenskampf verschärft. Sizilien musste als Vorposten Europas behütet oder gewonnen werden, zuerst dem Phönizier, dann dem Sarazenen gegenüber.<sup>19</sup>

Das kulturalistische Denken und der Westen verschmolzen nach und nach zu einer Vorstellung von »westlicher Zivilisation«, die durch Demokratie und Kapitalismus, Freiheit und Toleranz, Fortschritt und Wissenschaft charakterisiert ist.<sup>20</sup> Von Grund auf war sie demnach christlich und stützte

sich auf die biblische Tradition, doch die lateinische Kirche und das griechische Neue Testament trugen dazu bei, Griechenland und Rom ins Herz des Narrativs einzubinden. Im Jahr 1912 konnte der Cambridge-Dozent John Clarke sein beliebtes Werk über *The Grandeur That Was Rome* – eine Ergänzung seines Buchs *The Glory That Was Greece* von 1911 – mit dem Satz beginnen: »Athen und Rom stehen als Väter der westlichen Zivilisation Seite an Seite.«<sup>21</sup>

Die imaginären Grenzen der westlichen Zivilisation veränderten sich auch im 20. Jahrhundert. Der »Eiserne Vorhang«, der 1945 quer durch Europa niederging, steckte eine neue Grenze für die russischen Interessen ab, und der Westen wurde zu einem Kristallisierungspunkt für das Bündnis zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und den westeuropäischen Nationen.<sup>22</sup> Die Ereignisse vom 11. September 2001 trugen dazu bei, den Osten wieder auf die islamische Welt auszurichten, aber während ich dieses Buch schreibe, wird das Bild durch den Krieg in der Ukraine noch stärker verkompliziert.

Auch die Art und Weise, wie Menschen über Kulturkreise schreiben, hat sich verändert. Mitte des 20. Jahrhunderts kamen klare Hierarchien außer Mode und wurden durch Studien ersetzt, die einen oberflächlich neutralen Ansatz wählten, indem sie verschiedene Kulturen verglichen, statt sie hierarchisch zu ordnen.<sup>23</sup> Sie wurden immer noch als voneinander getrennt angesehen. Im Jahr 1963 veröffentlichte der große französische Historiker des Mittelmeerraums Fernand Braudel ein Lehrbuch über *Le Monde actuel, histoire et civilisations* (später unter dem Titel *A History of Civilizations* ins Englische übersetzt), in dem er die These aufstellt, »Zivilisationen« hätten ebenso einen ihnen eigenen Charakter wie ein »kollektives Unbewusstes«.<sup>24</sup> Er war offen für die Vorstellung, dass sie auf einer oberflächlichen Ebene durchlässig seien: »Auf den ersten Blick wirkt jedoch jede Kultur eher wie ein Güterbahnhof, auf dem unablässig die verschiedensten Lieferungen eingehen und weiterverteilt werden.« Doch die Unterschiede zwischen ihnen stehen für »mehr oder weniger permanente Merkmale«, die »für einen schrittweisen Wandel kaum empfänglich« sind.<sup>25</sup>

Eine Generation später brachte das Ende des Kalten Krieges einen neuen Aufschwung für das kulturalistische Denken mit sich. Im Jahr 1996 plä-

dierte der Harvard-Politologe Samuel P. Huntington dafür, dass Kulturen das prägende Merkmal einer neuen Ära seien, und argumentierte, die wichtigsten Unterschiede zwischen Völkern zeigten sich jetzt auf kultureller und religiöser Ebene, nicht auf politischer oder ökonomischer. Er identifizierte neun zeitgenössische Kulturreiche mit geografischen und religiösen Etiketten, darunter einen »westlichen« Kulturreich, der bis zum ehemaligen Eisernen Vorhang reichte, und jenseits davon einen »orthodoxen« und einen »islamischen«. Dieser Zustand spiegelte seiner Meinung nach – ganz entscheidend für uns – eine ständige Gegebenheit wider: »Die menschliche Geschichte ist die Geschichte von Kulturen. Es ist unmöglich, die Entwicklung der Menschheit in anderen Begriffen zu denken.« Ferner: »Für die längste Zeit menschlichen Daseins auf Erden waren Kontakte zwischen Kulturen sporadisch oder nicht existent.«<sup>26</sup>

Nach diesen Darstellungen wächst jede Kultur wie ein einzelner Baum, mit eigenen Wurzeln und Verzweigungen, die sich völlig von denen ihrer Nachbarn unterscheiden. Jede Kultur bildet sich heraus, blüht auf und verfällt wieder, und das im Großen und Ganzen für sich. Wachstum und Wandel sind demnach das Ergebnis innerer Entwicklung, nicht äußerer Verbindungen. Nach diesem Modell mögen Kulturreiche ihren Namen ändern, aber sie verändern nicht ihr Wesen.

Im 21. Jahrhundert ist diese Denkweise immer noch die Norm, wobei »der Westen«, also eine christliche Kultur mit griechisch-römischen oder noch früheren »indoeuropäischen« Wurzeln, von »dem Osten« unterscheiden wird, sei es nun mit Russland, China oder dem Islam im Mittelpunkt. Sogar liberale Vorstellungen von einem »Multikulturalismus« nehmen die Existenz individueller »Kulturen« nicht nur als Ausgangspunkt, sondern schätzen sie. Kulturalistisches Denken ist zu einer kulturalistischen Tatsache geworden.

Auch das Erstellen von Rangordnungen ist wieder in Mode. In der positivsten Variante verweisen die Verfechter eines eigenen, begrenzten westlichen Vermächtnisses, das sich weitgehend auf griechische und römische Werte stützt, insbesondere – recht optimistisch – auf das antike Athen als Vorbild für politische Teilhabe, kreative Ausdrucksformen und Redefreiheit. Auch an höheren Bildungseinrichtungen gibt es neue Fürsprecher der These wie die *Ramsay Centres for Western Civilisation*, die seit 2020 an drei großen australischen Universitäten gegründet worden sind.<sup>27</sup> In anderen

politischen Gefilden berufen sich Extremisten, die spartanische Helme tragen oder mit römischen Slogans tätowiert sind, auf den intrinsischen Wert eines weißen, westlichen und europäischen Vermächtnisses, dem die Gefahr eines Großen Austauschs von außen drohe.<sup>28</sup>

Es ist einfach, die Vorstellung griechischer und römischer Wurzeln für den heutigen Westen als altmodisch zu verwerfen, und in der seriösen modernen Wissenschaft dürfte man sie kaum noch antreffen, nicht einmal in Schulbüchern. Aber sie hält sich hartnäckig, wird sogar immer beliebter, und sie ist Teil eines größeren Problems. Dem Denken in Kulturen wohnt die Annahme eines dauerhaften und bedeutsamen Unterschieds zwischen menschlichen Gesellschaften inne, die echten Schaden anrichtet. Menschen sterben durch die Hand fanatischer Streiter für einen weißen Westen, während die verschiedenen Haltungen, die in manchen europäischen Ländern gegenüber den Flüchtlingen vor den Kriegen in Syrien und der Ukraine geäußert werden, vor Augen führen, wie stark die Überzeugung von einem kulturellen Exzessionalismus menschliches Leid auszublenden vermag.

Das alte Modell permanenter, separater, biologischer »Rassen« ist durch die Genforschung endgültig ad acta gelegt worden.<sup>29</sup> Alle Menschen sind eng miteinander verwandt – viel enger als beispielsweise die viel kleinere Weltbevölkerung der Schimpansen. Die genetischen Unterschiede zwischen Gruppen von Menschen, die weit voneinander getrennt leben, nehmen selbstverständlich mit der Zeit zu. Aber jüngste Fortschritte in der Sammlung und Analyse alten DNA-Materials haben enthüllt, dass die dichteren genetischen Gruppierungen, die man heutzutage in der Weltkarte eintragen kann, völlig anders sind als jene selbst der relativ jungen Vergangenheit. Sie sind eine einzige Momentaufnahme aus einem laufenden Prozess des menschlichen Kontakts und Austauschs.

Unsere Vorfahren reisten häufig, sie legten große Entfernungen zurück und begegneten oft neuen Menschen. Migration, Mobilität und Vermischung sind feste Bestandteile der Menschheitsgeschichte. Laut dem Harvard-Genetiker David Reich ist ein Baum »eine gefährliche Analogie für menschliche Populationen. Die Genom-Revolution hat uns gelehrt, dass es wiederholt zu großen Vermischungen von überaus verschiedenartigen Populationen kam. Anstelle eines Baums eignet sich vielleicht ein Spalier besser als Bild, ein Spalier, das sich bis weit in die Vergangenheit zurück verzweigt und neu verbindet.«<sup>30</sup>